

## Können, machen, wählen

Kreative sind auch nur Menschen

© Michael Kröger 2012

Einfaller und kreative Ideen fallen ihren Machern nicht einfach so in den Schoß. Sie müssen schnell zu Papier gebracht werden, sollen sie nicht im nächsten Moment vergessen werden. Heute leben wir in einer Gesellschaft, in der das kreative Konstruieren von Projekten zum Tagesgeschäft geworden ist. Kreative warten nicht mehr auf Einfälle, sondern machen diese selbst, indem sie untersuchen, wie sie entstehen. Menschen, vor allem aber *Künstler*, haben sich darauf spezialisiert, mit möglichst einfachen Ideen etwas zu machen, was es vorher nicht gab – sie kombinieren ein *bestimmtes Können* mit einem *unbestimmten Machen*.

Unter welchen Bedingungen beginnen Künstler aktiv zu werden? Wie kann man Aktivitätsformen von Künstlern sowohl abstrakt als auch konkret charakterisieren? Ein Problem der Kunstproduktion besteht seit dem XX. Jahrhundert, wie Wolfgang Ullrich vor einigen Jahren in seinem Band *Was war Kunst* (2005) gezeigt hat, im Widerspruch zwischen den Dimensionen des spontanen Machens und des technischen Könnens. Das (technische) **Können** des Künstlers wird tendenziell als eine beliebig verwertbare, *funktionale Größe* angesehen, mit dessen Durchführung letztlich auch Assistenten oder Techniker beschäftigt werden können. Was wäre ein Jeff Koons oder ein Matthew Barney ohne seinen Stab von spezialisierten Assistenten?

Das (un-bewußte) **Machen** wird andererseits zu einem konzeptuellen Entwurf, einer fiktiven Geste oder einer plötzlichen Eingebung: Ein spontanes Machen ermöglicht – in welcher konkreten Weise auch immer – ein kreatives, sich selbst inspirierendes Weitermachen. Heute von der „Unvermeidlichkeit des Kreativen“ (Andreas Reckwitz) zu sprechen, ist ein Zeichen der Wertschätzung aber auch des Risikos, das mit eigenen kreativen Arbeiten verbunden ist. *Man macht häufig etwas, was man nicht kann aber probiert – und wird kreativ*. Zwischen diesen beiden Aktivitäten des Machens und Könnens – die oft gleichzeitig und kaum wirklich unterscheidbar sind – , entsteht heute eine Anzahl von möglichen, weitgehend noch unerprobten Alternativen. Dieses wiederum setzt voraus, dass man weitestgehend voraussetzungslos operiert und so tut, als könne man unabhängig von der Gesellschaft in der man lebt, noch autonom arbeiten.

Die immer wieder neu gestellte Frage etwa, was Künstler motiviert, etwas genau so und eben nicht etwa anders als so zu gestalten, steht dem anderen Pol dieser Frage gegenüber: wie nämlich der Kontext, in dem *das Gemachte gekonnt* oder *das Gekonnte optimal* präsentiert wird, selbst zum Thema bzw. zum Anlass für Weitergehendes wird. Der Betrachter, der einen Raum im Raum des Werks und seine Position zum Geschehen im Raum bestimmt, erzeugt ein Bild des Werkes, das im Raum zur Darstellung kommt – und indirekt ein Bild seiner individuellen Annäherung an das Betrachtete formuliert. Indem ein Können an einem bestimmten Punkt zu einem gekonnten Machen wird, verändert es seine Funktion und sein Format – man wählt dann das, was man macht, nicht das, was man außerdem noch kann.

Andererseits steht – seit den Aktivitäten Marcel Duchamps seit etwa 1910 – nicht mehr die das Problem im Raum, ob und wie der Künstler etwas *macht* oder beherrscht, sondern, *was, wann und wie etwas Vorgefertigtes ausgewählt wird* – vor allem auch etwas, was (noch) nicht als Kunst anerkannt ist. **Wählen** kann man heute vieles – Shampoos, Erinnerungen, Materialien, Zitate, Situationen, Formulierungsweisen, Metaphern ... .

**Wählen** kann auch implizieren, dass der Künstler oder der Betrachter von einem Phänomen erwählt wird. Der Künstler/Betrachter ist bekanntlich keine Maschine, die nach Regeln operiert oder ein Programm – etwa nach dem Motto „Sei spontan und kreativ“ – abarbeitet – zumindest nicht in erster Linie. Dem Künstler stellt sich nicht mehr die Frage, ob er noch souverän agiert, sondern ob die Unterscheidung zwischen *Wählen* und *Gewähltwerden* angemessen ist.

(Selektives) **Wählen** heißt in diesem Kontext, dass man mit real wahrgenommener oder möglicher Beliebigkeit so umgeht, dass eine Form des Nicht-Beliebigen entsteht. **Wählen** heißt heute: Kontexte so miteinander verknüpfen, dass Neues entsteht. Dass in diesem Fall eine Situation entsteht, die eine Art *Hyperkonnektivität* entstehen lässt, ist unvermeidlich. Wenn nahezu alles möglich ist, lässt sich auch nahezu alles mit allem anderen verknüpfen. Das Problem der (Aus-)Wahl steht immer auch vor dem Problem der **Entscheidung** angemessen zu begründen, warum man genau dieses Bild, dieses Werk, diese Idee bevorzugt, diese Entscheidung trifft, genau diese Formulierung formuliert.

#### Weiterführende Literatur

**Wolfgang Ullrich**, *Was war Kunst? Biographien eines Begriffs*. Frankfurt/M. 2005

**Andreas Reckwitz**, *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*. Frankfurt/M. 2012